Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Rubrik: Tagebuch

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beobachter nicht zu übersehen. Seine Tiere sind gut in der Struktur, die Formgebung klar und präzis. Gibt er ihnen auch eine einfache Haltung und geht er in der Regel dem Starkbewegten aus dem Weg, so sind sie doch lebensvoll und individuell empfunden und dargestellt. Wenn vielleicht einzelnen seiner Bilder etwas Schwerfälliges anhaftet, so wird dies durch den dargestellten Gegenstand bedingt, da er den Typus des schweren, abgearbeiteten Tieres bevorzugt. H. STURZENEGGER

Es wird jedem leicht fallen, zu beurteilen, wer von uns, Sturzenegger oder ich, recht hat; er braucht nur die Bilder Thomanns in der nationalen Kunstausstellung sich anzusehen. Übrigens scheint mir, dass Thomann aus Gründen malerischen Stils auf diese feinere Gliederung der Gelenke verzichtet; seinen Zeichnungen und Holzschnitten ist hier nicht das Geringste vorzuwerfen.

ALBERT BAUR

TAGEBUCH

ROMAIN ROLLAND ÜBER KUNST UND KÜNSTLER

Romain Rolland, der Verfasser der Jean-Christophe-Romanserie, hat bekanntlich die ernsthaftesten Studien als Musiker gemacht; er hat außerdem Gelegenheit gehabt, in Rom in das Schaffen der großen alten Kunst aufs gründlichste Einblick zu gewinnen; seine lateinisch geschriebene Doktorthese von 1893 behandelte die Frage nach dem Niedergang der italienischen Malerei des sechzehnten Jahrhunderts; zehn Jahre später schrieb er, in populärer Form, ein Leben Michelangelos. Man wird somit dem Dichter Romain Rolland das Recht, sich über Kunst (nicht bloß über Musik) zu äußern, nicht absprechen wollen; es wird das umso weniger jemandem einfallen, als ja zu Auslassungen über Kunst Studien gar nicht von Nöten sind, sondern auf diesem Gebiet der gute Wille, die *laudanda voluntas*, jedes sonstige Manko vollständig ausgleicht. So leihe man denn Romain Rolland für ein paar Augenblicke das Ohr. Die Äußerungen sind einem Feuilleton *Die französische Malerei von Delacroix bis auf Cézanne* entnommen, das jüngst in der *Frankfurter Zeitung* (21. Juni, erstes Morgenblatt), in guter Übersetzung stand; sie bedürfen keines Kommentars, nur aufmerksamen Lesens und dünkelfreien Überdenkens. *h. t.*

*

„Oculos habent et non vident," sagte mit schwermütigem Spott Delacroix, dessen Harmonien die Augen seiner Zeitgenossen nicht zu erkennen vermochten. Ein ewig wahres Wort für das Publikum von heute wie für das aller Zeiten; man darf nie müde werden, es ihm zu wiederholen. Wir sind nur zu geneigt, uns Illusionen hinzugeben. Ein jeder ist davon überzeugt, dass er nur die Augen zu öffnen braucht, um in dem Buche der Natur zu lesen, und keiner ahnt, dass kaum ein Wesen von tausend mit seinen eigenen Augen sieht. Das Sehen eines gewöhnlichen Menschen ist das Werk seiner Umwelt; es beruht, ohne dass er es weiß, auf einem vielfältig zusammengesetzten

geistigen und praktischen Übereinkommen, das notwendig wird durch unsere Beziehungen zu den Nebenmenschen und durch unser Lebensbedürfnis, mit ihnen zu denken, eine gemeinsame Sprache mit ihnen zu haben, eine Art „Volapük", wie Gauguin sagte. Aber es gibt keinen Künstler, dessen vornehmste Pflicht es nicht wäre, auf den Vorteil dieses lügenhaften Ausgleichs zu verzichten und mit eigenen Augen zu sehen.

„Warum wollen Sie nicht malen, was Sie sehen?" sagte Couture zu Manet. „Ich mache, was *ich* sehe, und nicht, was andere sehen!"

Das ganze Missverständnis der letzten hundert Jahre zwischen Malern und Publikum kommt von diesem leidenschaftlichen Kampf zwischen der menschlichen Herde, die ihr unpersönliches Sehen allen aufzwingen will, und der kleinen Zahl von Menschen, die mit unerschrockenen Augen sehen. Dieser mehr oder weniger heftige Kampf hat immer bestanden, und man müsste es als ein Unglück betrachten, wenn er jemals aufhörte; denn das wäre das Zeichen einer unter dem Leichentuch gleichgültiger, lässiger Einförmigkeit eingeschlafenen Zeit. Zu allen Zeiten haben große Künstler eine neue, wenigstens zum Teil neue Art zu sehen in die Welt gebracht. Wir bemerken es nicht mehr durch die Geschichte hindurch, denn die Patina der Jahrhunderte verdeckt die Härten. Aber in der italienischen Renaissance trennten Abgründe eine Generation von der andern, Botticelli von Leonardo, Ghiberti von Michelangelo, Tizian von Tintoretto. Wenn der Missklang heute schriller ist, so liegt dies zunächst daran, dass das Emporkommen des souveränen Volkes, der demokratischen Ausstellungen und der Presse niederen Schlages die Kunst mit einer noch größeren Zahl von Unwissenden in Zwiespalt bringt. Aber hauptsächlich daran, dass sich die Welt der Malerei völlig erneut hat. Ein Lebenswunder! Die plötzliche Verjüngung einer Welt, die man mitunter für erschöpft halten könnte. Der alte Baum treibt unermüdlich neue Zweige. Nach einer jahrhundertalten künstlerischen Vergangenheit ist eine neue Art, die Welt zu sehen, aufgeblüht.

*

Lernt sehen! Seid nicht so rasch damit bei der Hand, dem Künstler eure Sehweise aufzudrängen. Wenn ihr einigermaßen gerecht urteilen wollt, so versucht zuerst auf die Sehweise des Künstlers einzugehen. Ihr sollt keineswegs darauf verzichten, auf eure eigene Art zu sehen, um euch die eines andern anzueignen. Nein, aber seid duldsam! Achtet die Gedanken eines anderen, behandelt ihn nicht sofort als Unwissenden oder Possenreißer. Besonders glaubt nicht, dass ihr, die ihr euch niemals mit Musik oder Malerei beschäftigt habt, den Fachleuten Zeichenstunden oder Harmonieunterricht geben könnt. Wenn dieser oder jener Körper schlecht gezeichnet ist, so weiß das der Künstler wahrscheinlich so gut wie ihr, und er wird seine Gründe dafür gehabt haben; vielleicht wirkt es dekorativer, vielleicht ist es ausdrucksvoller. Es genügt nicht, dass ihr euch mit euren Spöttereien auf Leute stützt, die in ihrer Kunst sehr weise und gelehrt sind. Denkt daran, welchen Beleidigungen Delacroix bei den Gelehrten seiner Zeit ausgesetzt war. Delacroix, dem die Brüder Goncourt noch im Jahre 1855 „die höchste Eigenschaft des Koloristen, die Harmonie", absprachen! Denkt an das Aufnahmegericht aus dem Jahre 1863, das

Corot, Cazin, Whistler, Manet, Pissarro, Fantin-Latour, Bracquemond, Harpignies, J. P. Laurens den Zutritt zum Salon verweigerte! Denkt an die Hetzereien, die Manets Gemälde hervorriefen, an die großen Impressionisten, die zum Hunger verdammt waren, an Renoir, der sich, wenn er bei seiner Mutter speiste, die Taschen mit Brot vollstopfte, um es Monet zu bringen. Denkt an die Zeiten — sie liegen noch nicht sehr lange zurück — da die Gemälde von Renoir mit 50 bis 60 Franken bezahlt wurden, denkt an Van Gogh, der in seinem ganzen Leben kein einziges Bild verkauft hat . . .

Was bleibt da zu sagen? Man muss im Skeptizismus enden? Keineswegs, man verlangt von euch nicht, dass ihr bewundert, was ihr nicht versteht; man verlangt nur, dass ihr es nicht schmäht, dass ihr ihm die Daseinsberechtigung nicht absprecht.

Aber unter der Zahl der Unverstandenen — so werdet ihr erwidern — gibt es Mittelmäßige und Arglistige, die sich das zu nutze machen. Was tut's? Das Unglück ist nicht groß. Und offen gesagt — sie werden weniger Nutzen daraus ziehen, als wenn ihr zum Hohn ihren Namen in alle Winde schreit. Die Beleidigungen des Publikums und der Akademien haben vielleicht das Elend der Impressionisten geschaffen, aber sie haben auch ihren Ruhm in strahlendes Licht gesetzt. Sogar den Namen Impressionismus hat die feindliche Menge als Beleidigung erfunden. Die Beleidigung bleibt in der Geschichte ein Adelstitel. — Suchen wir die andern zu verstehen! Das ist nicht verlorene Zeit. Und hätten die Bestrebungen des Synthetismus oder sogar des Kubismus im Abenteuerlichen oder Nichtigen geendet, so hätten wir noch immer viel gelernt, wenn wir die Gedanken erkennen, aus denen sie hervorgegangen sind. Sagen wir uns, dass eine einigermaßen allgemeine Geistesbewegung, selbst wenn sie Wahn ist, einen tiefen, ja geheiligten Sinn hat. Die primitiven Völker glauben, dass die Wahnsinnigen Gottesstimmen sind. Man könnte das ebensogut von den Künstlern sagen. Ihr Wahn ist oft weiser als gewöhnliche Weisheit. Man kann auch nicht gut sagen, dass diese Leute nur Impulsmenschen sind, die der bloße Instinkt leitet. Ich kenne im Gegenteil kein Zeitalter der Kunstgeschichte, in dem die Künstler mehr und tiefer über ihre Kunst nachgedacht haben. Und wenn ihr euch die Mühe nehmen wollt, ihre Schriften zu lesen, so werden eure Vorurteile vielleicht schwinden. Das Tagebuch von Delacroix, der Bericht von Signac über die neuimpressionistische Lehre, die Aufsätze von Gauguin, die Briefe von Van Gogh, der Band *Theorien*, den Maurice Denis eben veröffentlich hat, die Abhandlung, die zwei kubistische Maler, Albert Gleize und Jean Metzinger, kürzlich ihrer Schule gewidmet haben, legen Zeugnis ab von starkem Verstande, von hoher Bildung und manchmal von Intuitionen, die denen der Berufsschriftsteller weit überlegen sind.

Nur eins tut not: *Lernen wir sehen!*

*

JOE CHAMBERLAIN †

Der 78 jährige Greis war der letzte große Regierungsmann des Victorianischen Zeitalters und zugleich der erste bedeutende demokratische Staatsmann Englands. Eine jener Ironien, an denen die Weltgeschichte reich ist, hat es gefügt,

dass ein Radikaler der in seinen Anfängen alles für das Volk tun wollte, ein brutaler Geschäfts- und Machtpolitiker wurde, der Mann nach dem Herzen der hochkonservativen Partei, die ihm ihr Vetrauen schenkte. Es ist gelegentlich auch das Schicksal der englischen großkonservativen Partei, dass sie ihre Führer aus Überläufern anderer politischer Gruppen suchte und so politisch gefährlich werdende Talente der Gegenpartei durch wohlwollendes Entgegenkommen in ihren Dienst zu nehmen verstand. Mit diesem Rezept ist sie bei Disraeli so gut gefahren, dass ein Versuch bei Chamberlain, der sogar republikanisch-radikal schillerte, unbedenklich gewagt werden durfte.

Die Anfänge Joe Chamberlains berühren menschlich sympathisch; er war ein Kind des Volkes, der Sohn eines biederen Schusters, aus dem der Nekrolog der aristokratischen *Times* einen Schuhfabrikanten macht. Der junge Chamberlain selber machte sich mit Hans Sachsens Metier vertraut, trat dann in Birmingham in eine Holzschraubenfabrik ein, wurde Partner und schließlich Inhaber eines zum Großunternehmen ausgewachsenen Industriebetriebes, aus dem er sich mit 40 Jahren als steinreicher Mann zurückziehen konnte. Nun folgen die Jahre rein politischer Betätigung, zuerst in der kommunalen Politik, dann im Parlament. 1873 ist er Bürgermeister von Birmingham, ein Lord Mayor, der von den fortgeschrittensten munizipalsozialistischen Ideen erfüllt ist. Sein Reformeifer geht ins Riesenhafte; er reformiert die Stadtverwaltung, macht Birmingham zur modernsten Stadt, fühlt und lebt in den Gesinnungen der unteren Volkschichten; er ist ein Vollblut-Radikaler, ein Hasser der Kirche und der Aristokratie, die die Macht in den Händen halten. Seine Bedeutung im Parlament wächst, Gladstone muss ihm wohl oder übel ein Ministerportefeuille anbieten. Die Charaktere der beiden stimmten nicht zusammen. Bei der Homerule, für die sich Gladstone aussprach, erfolgt der Bruch. Eine Zeit lang begnügte sich Chamberlain mit einer besonderen Gruppe. Dann gab er den Lockungen der Tories nach, machte ihre Politik mit, bald als Schiebender bald als Geschobener. In den Mittelpunkt der Situation tritt Chamberlain im Transvaal-Krieg.

Am direktesten hat uns Schweizer die Politik Chamberlains in der *Zollfrage* berührt. England ist einer unserer besten Absatzmächte. Eine Abkehr vom Freihandel und der Übergang zum Schutzzoll hätte namentlich unserer Textilindustrie neue Wunden geschlagen. Der frühere Freihändler Chamberlain wandelte sich im konservativen Ministerium Salisbury zu einem Imperialisten und Schutzzöllner. Es wird der späteren Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben, die Gründe klarzulegen, auf denen eine so grundsätzliche Änderung des Standpunktes in einer so hochwichtigen Prinzipienfrage beruhte. Aber heute ist schon daran zu zweifeln, ob die Rückkehr von schutzzöllnerischen Ideen zu ökomischen Meinungskämpfen, die vor fünfzig Jahren im Sinne des Freihandels ausgefochten wurden, sich bei Chamberlain auf starke sachliche Motive stützen konnte. Man nahm vielmehr an, dass Chamberlain, dessen Prestige im Burenkrieg gelitten hatte, eine neue Orientierung der inneren Politik suchte, einen Gegenstand, der die Geister von den Dingen der ausländischen Politik ablenkte und die Parteileidenschaften von neuem

entfesselte. Es fehlte eine neue Parole; er gab sie aus: Free Trade within the empire. In seiner Programmrede, die er am 6. Oktober 1913 in Glasgow hielt, sagte er unter anderem:

„Die Schutzzolländer, die, wie man Ihnen sagte, und wie ich selbst eine Zeitlang glaubte, mit Riesenschritten ihrem Ruin entgegengingen, haben tatsächlich bedeutend größere Fortschritte gemacht als wir. Aber nicht nur der Betrag ihres Handels stagnierte, sondern sein Charakter ist auch ein anderer geworden. Als Cobden seine Lehre predigte, glaubte er — und für jene Zeit nicht ohne Grund —, dass die fremden Länder uns mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen versorgen, wir der Weltmarkt bleiben, und dass wir ihnen unsere Fabrikate verkaufen würden. Aber das haben wir eben nicht getan. Im Gegenteil! In dem genannten Zeitabschnitte senden wir ihnen immer weniger und weniger von unsern Fabrikaten, und sie senden immer mehr Fabrikate zu uns".

Chamberlains Agitation ist in zwei Teile zu trennen: auf der einen Seite stand die Sicherung der Weltmachtstellung Englands, auf der anderen der Schutz des Mutterlandes vor der Invasion ausländischen Konkurrenz. Er erträumte das gleiche Kolonialreich, dachte beim Bestehen des Freihandels innerhalb dieses Kolonialreiches an die Sicherung des Absatzes der englischen Industrieprodukte, anderseits an eine Nahrungsmittelzufuhr aus den Kolonien, welche die wirtschaftliche Unabhängigkeit von anderen Ländern garantierte. Dabei dachte Chamberlain jedoch nur an die Vorteile des Mutterlandes und nicht an diejenigen der Kolonien. Die Frage, ob England einen derartigen Schritt wagen konnte ohne bei den Abnehmern der Länder des europäischen Kontinents auf ernstesten Widerstand, wenn nicht gar auf Repressalien zu stossen, hatte sich Chamberlain zu wenig klar überlegt. Er wechselte daher in seiner Agitation mehrfach den Standpunkt; die Unsicherheit in der Zollfrage wurde schließlich so groß, dass sich das Kabinett nicht mit ihm identifizieren konnte und er daraus die Konsequenzen zog durch seinen Rücktritt.

Der Plan Chamberlains hat in der Tagespresse sowohl als in der Literatur mancherlei kritische Bemerkungen ausgelöst; die verschiedenartigsten Standpunkte wurden vertreten, so vor allem derjenige solcher Länder, die vom englischen Schutzoll eine Absatzerschwerung befürchteten, dann der Standpunkt der doktrinären Freihändler, der heute selbstredend überlebt ist. In einer Zeit, wo alle großen Industriestaaten sich mit einer Zollwehr umgeben haben, ist die starre Forderung, England allein müsse à tout prix Freihandelsland bleiben, selbstverständlich unhaltbar. Das Problem muss anders gestellt werden: Entspricht der insularen Gestalt Englands und der ganzen Verfassung des britischen Kolonialreiches der Freihandel im allgemeinen besser als der Schutzzoll? Die Frage kann objektiv wissenschaftlich überwiegend zu Gunsten des Freihandels entschieden werden. Bis heute hat der ganze Komplex von Fragen, die sich um das von Chamberlain wieder aufgerollte Schutzzollproblem gruppieren, keine erschöpfende wissenschaftliche Bearbeitung erfahren. Auch das hervorragende Werk von Schulze-Gavernetz über den britischen Imperialismus ist nicht überall in das Zentrum der Frage ge-

langt. Eine von Adolph Wagner inspirierte deutsche Arbeit kam zum Schluss, dass die Verwirklichung von Chamberlains Handelspolitik für England überwiegend nützlich, für die Konkurrenzländer, vornehmlich Amerika und Deutschland, schädlich sein werde.

Auch Chamberlains Charakterbild wird im Urteil der Geschichte schwanken. Unter die wirklich bedeutenden Staatsmänner, deren Leben von einer großen Idee getrieben war, wird er schwerlich eingereiht werden können. Als ihm die Gnadensonne der Tory-Partei schien, verließen ihn seine demokratischen Ideen und er machte eine Politik, wie sie eben gerade den Interessen der Junkerpartei passte. Er war bald ihr Herr bald ihr Diener, ihr Herr als er ihr den Imperialismus und den Schutzzoll aufzwingen wollte. Aus einem Radikalen wurde ein Führer der Reaktionsbewegung, die zehn Jahre lang (1895—1905) auf England lastete und jeden demokratischen Fortschritt darniederhielt. Es war ein platter Verrat an früheren Prinzipien. Französische Politiker, die sich von extremen Sozialisten zu Politikern der mittleren Linie hinüberentwickeln, suchen wenigstens die Apostasie mit einigen eleganten Wendungen zu bemänteln, indem sie sich als Evolutionisten, „Männer der Anpassung und der Verwirklichungen" bezeichnen. So etwas lag Chamberlain ferne. Der Verrat an den Radikalen ging soweit, dass er sie der Unfähigkeit zu jeder konstruktiven Arbeit zieh und den Tories Komplimente machte über ihre Weitherzigheit in sozialen Fragen.

Die Fähigkeit des ehemaligen Radikalen und Republikaners, sich allen Wünschen der Tories anzupassen, ging bis zur Selbstverleugnung. Eine wunderbare Gesamtheit und die Gabe hervorragender populärer Beredsamkeit unterstützten ihn hiebei aufs Wirksamste. Die konservative *Times* sagt von dem Toten: „It was charakteristic of Mr. Chamberlain's genius that when one road seemed blocked he should instanly seek another which might lead to the same goal; and though he dies before the goal is reached, this at least is certain that no step which he took has placed it farther away, while no statesman has done so much to bring it near."

Der konservativen Partei hat er wie Disraeli aus manchen Verlegenheiten herausgeholfen, aber er vermochte ihr doch keine neuen Wege zu weisen. Als ihren Leader mochte sie ihn wohl leiden, aber bei positiven Programmpunkten, so bei der Zollreform, ist sie ihm nur teilweise gefolgt. Was hat Chamberlain Bleibendes geleistet? Über die Erfolge der Tagespolitik hinaus ist von seiner Wirksamkeit kaum viel Positives geblieben. Seine Hauptleistung, so klingts durch verschiedene Nekrologe hindurch, war eigentlich, dass er die zwei historischen Parteien dem Ruin nahe brachte. Das ist allerdings auch eine Leistung, sogar eine Kraftleistung. Man könnte noch weiter gehen und sagen, ohne ihn hätte vielleicht der Sozialismus und heute sogar der Syndikalismus nicht die Fortschritte gemacht in einem Lande, wo dank dem Bestehen einer kräftigen Gewerkschaftsorganisation (Trades-Union) der Sozialismus keinen Boden fassen konnte. Hätte Chamberlain die Reaktion nicht zehn Jahre gestützt, so wäre der Verlauf der Dinge möglicherweise ein anderer gewesen.

Wie kaum ein zweiter hätte Chamberlain das Zeug besessen, der mo-

dernen Demokratie in England die Wege zu weisen und den Massengeist, den unser hochindustrielles Zeitalter gebiert, in die richtigen Bahnen zu lenken. Die demokratische Saat, die der Bürgermeister von Birmingham ausgestreut, ist gegen seinen Willen aufgegangen; nach dem Sturz der Konservativen ist eine Nuance Liberalismus zur Macht gelangt, die heute bis weit in die Reihen der konservativen Linien Schrecken und Hass verbreitet: *Lloyd George.* Es mag sein, dass das Tempo des englischen Schatzkanzlers, in dem er umfassende Reformen durchführte, zu rasch war und sein Radikalismus der Zeit etwas voraus eilt. Von Llyod George, der als eine Art Bahnbrecher gelten kann, ist aber eine neue bedeutsame Betrachtungsweise des politischen und sozialen Lebens in England ausgegangen. Die Leistungen der Sozialpolitik des Kabinetts Asquith-Lloyd George stehen in der internationalen Sozialpolitik beispiellos da. H. A. Walter (die neuere englische Sozialpolitik, Berlin 1914) vertritt sogar die Anschauung, solche Leistungen könnten kaum je wieder erreicht werden, es sei denn, dass in irgend einem anderen Lande die sozialpolitische Reaktion, der die englische Arbeiterschaft in dem lezten Viertel des vergangenen Jahrhunderts ausgesetzt war, sich wiederhole. In England hat diese staatliche Sozialpolitik ihre guten Wirkungen gerade da bemerkbar gemacht, wo früher die Grenze zwischen Existenzmöglichkeit und Elend war. Der Pauperismus hat in dem letzten Jahrzehnt in England furchtbare Fortschritte gemacht; der Anblick soviel menschlichen Elends gab Lloyd George die Kraft, den Besitzenden ins Gewissen zu reden, von ihnen Opfer zu verlangen und für die Massen nicht Pflichten, sondern auch Rechte zu fordern. Mit Lloyd George ist ein neues Zeitalter großen volkstümlichen Liberalismus hochgekommen, der über dem Paktieren mit den historischen Mächten sich stets seiner Mission erinnerte.

Ein solcher Erneuerer des Liberalismus, ein Staatsmann, der eine neue Ära in der Politik Englands inaugurierte, hätte derjenige werden können, der als Bürgermeister von Birmingham so hoffnungsvoll begann.

PAUL GYGAX

MITTEILUNGEN

DES SCHWEIZ. SCHRIFTSTELLERVEREINS (S.E.S.)

COMMUNICATIONS DE LA SOCIÉTÉ DES ÉCRIVAINS SUISSES (S.E.S.)

Am 11. Juli hielt der Vorstand des S. E. S. im Landhaus seines Vorsitzenden in Göschenen eine Sitzung ab, in der eine lange Traktandenliste behandelt wurde. Im Vordergrund der Beratungen stand der Entwurf eines Verlagsvertrages, der mit der Firma Huber & Cie. in Frauenfeld um die Weihnachtspublikation des S. E. S. abgeschlossen werden soll. Das Buch, das in großer Auflage erscheinen wird, trägt den Titel *Schweizererde*; es vereinigt unveröffentlichte Arbeiten unserer Mitglieder J. Bosshart, H. Federer, S. Gfeller, A. Huggenberger, J. Jegerlehner, M. Lienert, F. Ramuz, J. Reinhart und E. Zahn. Eine Einleitung Dr. Faesis, die die Bestrebungen, Aufgaben und Zwecke des